

Von den Schweizerküchen und andern Gemeinschaftsküchen in Wien [Schluss]

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art
und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 22

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

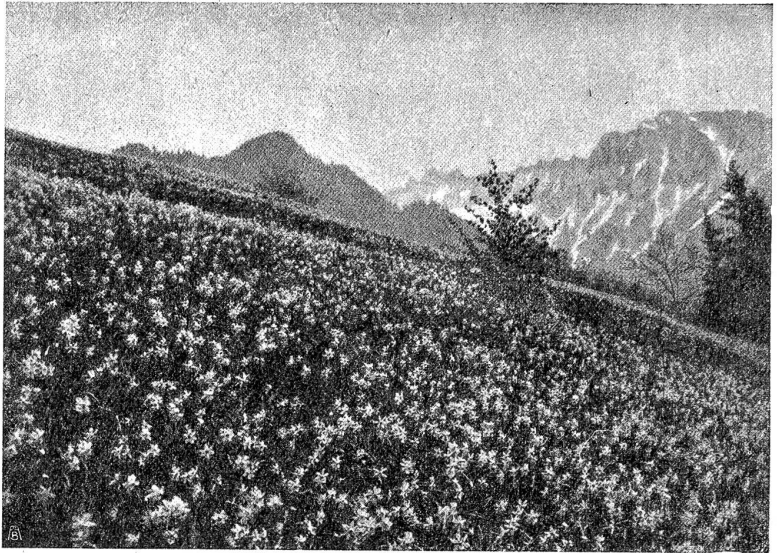
... Vom Paß herunter bewegt sich die wohlbekannte Touristenschlange talwärts, denn der Sonntag geht zu Ende. Die vordersten, ein Trupp junger Leute, schreiten in forschem Tempo über die Alpenweide dem Walde zu. Hinter ihnen lichten sich die Reihen mehr und mehr. Bald rechts, bald links von der kärglichen Wegspur sieht man einzelne Nachzügler sich abmühen, vor der Heimfahrt noch einen stolzen Alpenblumenstrauch zusammenzupflücken und Hüte, Rucksäcke und Bergstöcke damit zu bekränzen, damit im Tal drunten ein jeder sie gebührend als kühne Berggänger bestaune. Die Zeit ist knapp; der letzte Zug darf nicht verfehlt werden, da heißt es, sich sputen. Schließlich bringt man es doch auch so weit, wie der Kamerad, der bereits den zweiten Riesenbusch von Alpenrosen an seinem Bergstock befestigt und dann in langen Sprüngen seinen singenden Berggenossen naheilt. Und wirklich, noch knapp vor der Abfahrt des Zuges langt der letzte an, mit einem Siegerblick dem Bahnsteig entlang schreitend. Er ist sich seines Erfolges bewußt, wie sollte er nicht: Seinen Hut schmückt ein Kranz von blauem Enzian, untermischt mit den herrlich duftenden Felsenaurikeln. Am Bergstock prangt ein Riesenbusch der leuchtenden Alpenrosen; seine Hände vermögen nicht, ihn zu umklammern. Am Rucksack baumeln rechts und links zwei ebensolche, und um den seiner harrenden Anforderungen auf alle Fälle gerecht werden zu können, hat er noch ein gewaltiges Bündel von Alpenrosentauden obenauf geschmalt. Im Zug läßt sich in Muße das noch unästhetische Geftrüpp in einen formvollendeten Strauch verwandeln. Ein schriller Pfiff, gefolgt von vielstimmigem Echo der Felswände ringsum, und seufzend setzt sich die Dampfmaschine in Bewegung. — Hat sie am Ende gar nicht begriffen, was für eine edle Last sie zieht? —

... Der Brief muß heute noch fort; ich trage ihn selbst zur Post, es langt noch vor Torschluß. Doch, ich bin nicht der einzige, den die Post zu bedienen hat. Nur gut, daß ich mit dem Angestellten im Gepäckraum gut stehe, der wird mir schon behülflich sein. Und wie wir dann zusammen der davoneilenden Postkutsche nachschauen, da erzählt er mir, so wie heute sei es die ganze Saison hindurch immer gegangen. Paket auf Paket wäre gekommen, große, kleine, schwere und leichte, aber alle hätten doch Zeit gebraucht



Alpenastergruppe von Murter (Val Cluozza, Nationalpark).

zur Abfertigung; wenn es noch Wichtiges gewesen wäre! aber immer wieder hätte es gekautet: Alpenblumen, Alpenblumen. Es nehme ihn nur wunder, daß es noch Alpenblumen gebe in der Umgebung. Ein gutes Geschäft lasse



Ein Narzissenfeld bei Territet. Die weiße Blumenpracht gibt der ganzen Landschaft ihre besondere Farbe. Die Narzissenfelder werden massenhaft und sinnlos geplündert.

sich ja wohl auch dabei machen; seitdem im Laden nebenan die Kartonschachteln mit gedruckter Aufschrift „Alpenblumen“ in allen Größen zu kaufen seien, habe der Ladenbesitzer einen Zuspruch wie noch nie. Wer hätte je gedacht, daß die Fremdenindustrie solch vielseitigen Verdienst brächte! Die Botenfrau habe auch längst ihre Botengänge nach Hohbalm aufgegeben und verkaufe jetzt in den Hotels Alpenblumen, die ihre Kinder zusammenlesen, und diese selber brächten schon schöne Summen nach Hause, welche sie durch Feilhalten von Alpenblumen unten an der Station oder in den Wirtschaften verdienten. — Wer weiß, wie lange diese Betrachtungen noch ausgesponnen worden wären, wenn nicht der Posthalter gekommen wäre, um Tür und Tor zu schließen. Es war Feierabend...

... Wir sind die letzten, die es dem Alpenwanderer unterzagen wollen, von seinen Bergfahrten als liebes Andenken einen Strauß der herrlichen Alpenblumen mitzunehmen; allein er soll so viel Verständnis und natürlichen Takt besitzen, daß er sich selber die Grenzen des Zulässigen festsetzen kann. Eine besonders verantwortungsvolle Stellung nehmen alle diejenigen ein, welche andern im Gebirge als Führer oder Ratgeber dienen: die Exkursionsleiter in Vereinen und Gesellschaften, die Schullehrer und schließlich auch die Bergführer. Wer nicht die Natur als etwas Hohes und Heiliges achtet, kann unmöglich seinen Mitmenschen gegenüber edlere Charaktereigenschaften an den Tag legen.

Zum Schluß möchten wir dem Alpenwanderer die wichtigsten Regeln des Pflanzenschutzes ins Gedächtnis rufen. Mögen recht viele sie verbreiten und anwenden helfen!

1. Pflücke die Alpenblumen nicht in Unmengen.
2. Lasse keine abgepflückten Exemplare liegen.
3. Sammle die Alpenblumen ohne Wurzeln.
4. Seltene Arten lasse lieber stehen.
5. Kaufe und verkaufe keine Alpenblumen.“

Von den Schweizerküchen und andern Gemeinschaftsküchen in Wien.

(Schluß.)

Das bessere Wien ist heute in Gemeinschaftsküchen. Das bestätigt uns der Hauptmann a. D., mit dem wir im Tram nach Schönbrunn hinaus fahren. Wie viel der Wiener dem Schweizer anvertraut! Er werde sich hüten, ins Fabrikgeschäft seines Schwiegervaters einzutreten, sonst ver-



Die Schweizerküche an der Laudongasse in Wien.

liere er seine Pension; auch unsere neugierige Frage beantwortete er uns freimütig: „300 Kronen monatlich. Das ist ja wenig, aber dem Staat schenken wir nichts.“ Er und seine Schwiegereltern essen in der Gemeinschaftsküche. — Herr und Frau Oberst von J., die uns zum Nachmittags-tee geladen, behelfen sich auf gleiche Weise. „Wenn man sich die Stiefel selber reinigen muß, was kann man besseres tun?“ Ehedem führten sie ein Haus mit Dienerschaft. Die kleine Frau Oberst hat trotz allem den Humor nicht verloren. Ihr Tee war splendid. Wenn auch die Kidel fehlte, so war doch das Silberkästchen dafür da. Lachend zählte mir die Gastgeberin auf, was jetzt alles fehlt in ihrem Haushalt: Raben, Hund; ich erinnere mich in der Tat nicht, in den zehn Tagen meines Wiener Aufenthaltes ein einziges dieser Geschöpfe gesehen zu haben.

Man schränkt sich ein. Wenn aber das Einschränken ein Ende hat, dann verkauft man: Schmutz, Silber, Garderobe, Hausrat. Im „Dorotheum“ hat der Wiener ein Institut, das für solche Fälle gute Dienste leistet. Ein großes Haus mit vielen Sälen, die angefüllt sind mit Schaustellungen für ein kauflustiges Publikum. Tausend Dinge kann man da haben. Was in den geräumigen Wohnungen ehemals besserer Bürgerfamilien ein trautes Plätzchen hatte, steht hier der Neugierde zu Diensten: Die vergoldete Rokoko-Stehuhr — wie manche heitere Stunde mag sie ihrem Besitzer geschlagen haben! Und das Schachspiel aus Elfenbein, wie viele heitere Erinnerungen haften wohl an jenen weißen Figuren! Ungezählte Ringlein, Herzlein, Verlocken, Kreuzchen werden da von schmutzigen Trödlerhänden angefaßt, gewogen und geschätzt, gefühllos, herzlos, nur auf das gute Geschäft erpicht. Das Wahre, das an diesen Familienerbstücken, den Liebeszeichen hängt, wird nicht geschätzt. „Man hat mir mein Kaffeefervice, ein altes, feines Porzellan, Geschenk meines seligen Mannes, so niedrig eingeschätzt, daß ich es wieder zurückgeholt habe.“ So klagte mir die alte Frau Schuldirektorin.

Eines Tages lernte ich auch die Gründerin der ersten Gemeinschaftsküchen in Wien kennen. Ich hatte einen geschäftlichen Auftrag bei ihr zu erledigen. Frau Dr. Schwarzwald, die Leiterin der Schwarzwaldschen Privatschulen, half im Kriegsjahre 1916 die ersten Gemeinschaftsküchen einrichten. „Die Wiener zuckten damals die Achseln zum Einheitsmenü,

das das Fleisch sozusagen und den Alkohol ganz ausschloß, und zu dem großen Betrieb; es war ihnen zu wenig gemühtlich. Wer wollte ihnen das verargen, waren sie doch an einen wie gepflegten Tisch gewöhnt. Im Hungerjahr 1917 vergaßen sie diese Bedenken. Zuerst kamen die jungen Kontoristinnen, dann die Studenten, dann die Familien des Arbeiters, des Künstlers, des Lehrers. Dann kamen der Feldmarschall und der Minister a. D. Jetzt kommen sie alle.“ So erzählte mir die lebhafteste, geschäftstüchtige Dame mit den schwarzen Augen und den kurz geschnittenen Haaren. Sie zählte mir alle ihre Gründungen auf; außer den zwölf Gemeinschaftsküchen, deren geistige Leitung ihr obliegt, führt sie drei Erholungsheime für geistige Arbeiter, ein Altersheim für Leute, die durch den Krieg mittellos geworden sind, ein Studentenheim für heimgekehrte bedürftige Offiziere, etliche Kindererholungsheime und Kinderkranatorien und ein Lehrmädchenheim. „Woher nehmen Sie aber auch die Mittel zum Betriebe all dieser Institutionen?“ fragte ich

neugierig. „Die lasse ich mir schenken,“ war die bündige Antwort. „Ich bekomme Dollars, holländisches, dänisches, schwedisches Geld — und Sie werden mir von der Schweizer Lehrerschaft 5000 Franken erbitten; das gibt 1000 Freikarten für Lehrer, die in unseren Küchen speisen wollen, 80 Erholungskarten...“ Ich wehrte bescheiden ab: „So schnell kann ich das nicht versprechen. Die Schweizer Lehrer haben schon...“ „Gut, so lassen wir die Lehrer in Ruhe. Ich sage Ihnen Adressen von österreichischen Millionären, die in der Schweiz ihre Kriegsgewinne vertun, die sollen mir Geld geben. Unter 50,000 refütiere ich!“ Ich beeilte mich, den Auftrag zu übernehmen. — Während unseren Verhandlungen kamen Bittende, Ratsuchende, Angestellte, die Instruktionen holten; wohl zwanzig Fälle wurden so in einer kurzen Stunde erledigt. Mir diktierte sie zwischenhinein einen Brief in einer Hilfsangelegenheit, ließ Belege bringen usw. „Diese Frau gehörte auf einen Ministerposten,“ dachte ich. Dann besuchten wir die Gemeinschaftsküche zur „Tabakspfeife“, anscheinend ein Musterbetrieb mit den modernsten Kocheinrichtungen für täglich 2000 Portionen, mit freundlichen bildgeschmückten Sälen. Da der Gemeinschaftskücherverein die Lebensmittel kaufen muß — und nicht wie die Schweizerküchen aus der Schweiz geliefert bekommt —, so kann er die Mahlzeiten auch nicht so billig und nicht in der Qualität abgeben wie diese. Doch sind 15 Kronen — so viel kosten sie — nicht 150 Kronen, wie man sie am Hotelküche zahlt, wo nur die Schieber und die Schweizer zu speisen vermögen.

Wo aber und wie essen die Kinder der unbemittelten Wiener? Diese Frage beantwortete mir die Direktorin der amerikanischen Küche im Palais Bellvedere. Zufällig blickte ich dort hinein. In den Schulen, die ich besuchte, hatte ich viel von der amerikanischen Kinderspeisung gehört. Nun sah ich da Lastautos der Gemeindeverwaltung an- und abfahren. Der Betrieb interessierte mich. Im Bureau ließ ich mir Aufklärung geben über die Einrichtung. Eine elegante freundliche Dame saß am Pult; eifrig beantwortete sie meine Fragen. Die Amerikaner speisen täglich 176,000 Wiener Kinder — in Budapest hörte ich ähnliche Zahlen — aus 27 Küchen. Jeder Küche steht eine „Nem“-Dame vor. Mit dem Ausdruck „Nem“ bezeichnet man das System von Professor Birquet, nach dem die amerikanischen

Speisungen eingerichtet sind. Die Nahrungsmittel Bohnen, Reis, Fett, Zucker, Milch, Schokolade, Mehlspeisen werden nach Nährwerten berechnet, denen der Nährwert von 4 Gramm Milch als Einheit zugrunde liegt. Ich bekam eine Probe des Tagesmenü zu kosten; es schmeckte ausgezeichnet. Mit Autos werden die Speisen in die Schulhäuser gebracht, wo um 1 Uhr, nach Schluß der Tagesarbeit, die Kinder ausgespiest werden. Für viele Kinder ist es die einzige warme Speise des Tages. Die Amerikaner tun ein großes Liebeswerk.

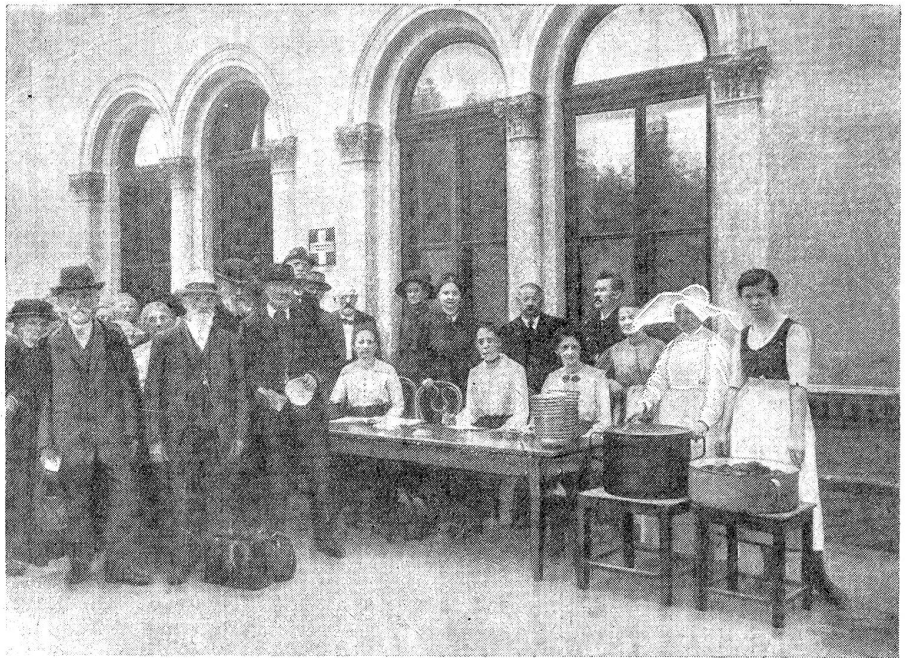
Vor mir liegt ein Aufruf, den das Berner Komitee für die hungernden Völker — Präsident ist Prof. Dr. Hegner — jüngst hat drucken lassen. Es konstatiert darin, daß seine Mittel zu Ende gehen und daß es die Schweizerküchen in Wien, Graz, Innsbruck, Salzburg usw. wird aufgeben müssen, wenn ihm nicht neue Mittel anvertraut werden. Der Gedanke an diese Möglichkeit muß jeden tief schmerzen, der die Wiener Verhältnisse aus der Nähe hat kennen gelernt. Ich quäle mich mit der Frage: Wo werden dann der kleine freundliche General, der weißhaarige Herr Professor und seine Frau, wo der liebe, intelligente Herr D. und seine Kommittonen von der Schweizerküche ihr Mittagsbrot finden? Was werden die alten Damen von der Eisengasse zu Nacht speisen? Wie wird die Majorsgattin, die so flehentlich um Aufnahme in die Lehrerküche gebeten, das Essen für ihren Mann und ihre zwei studierenden Söhne beschaffen mit den 2099 Kronen monatlich? Ich finde da nur eine mögliche Antwort: Wir Schweizer müssen diese Küchen weiterbestehen lassen. Wenn eine einzige tatkräftige Wienerin zwölf Küchen unterhält, wenn die Amerikaner Hunderttausende speisen — und sie denken nicht daran, damit aufzuhören, — sollten wir Schweizer da nicht imstande sein, einige Hundert alte Leuten und Studenten vor dem Hunger zu bewahren? Mit Vorbehalten: der österreichische Staat hätte die Pflicht, hier zum Rechten zu sehen — wer möchte jetzt dem österreichischen Staat seine Pflichten vorrechnen — hilft man dem Komitee nicht aus seiner schweren Gewissensnot, sondern nur mit einer mildtätigen Hand. Der Aufruf des Komitees für die hungernden Völker sei unsern Lesern zur Beachtung warm empfohlen. Das Bureau des Komitees befindet sich in Bern Schauplatzgasse 33. H. B.

Die blauen Berge.

(Eine Legende.)

Unfern vom Gebirge lebte eine stille, fromme Gemeinde. Die Menschen nährten sich von den Früchten der Erde, die sie bauten, und von der Milch der Tiere, deren sie pflegten, und was sie aßen und tranken, das geschah in Zufriedenheit und mit Dankagung. Jeden Morgen besonders zogen sie hinaus ins Freie, und, mit dem Antlitz gen Osten gewandt, beteten sie zu dem unsichtbaren Gott, der ihnen aus den schönen blauen Bergen die Sonne heraufführte und die Wasserströme darniederstürzen ließ, um ihre Acker und Wiesen zu tränken, und dessen Wetterstürme donnerten und leuchteten voll majestätischer Pracht.

Es war aber ein Mann in der Gemeinde, den es gelüftete, sich näher umzusehen in den Bergen und die Geheimnisse des Sonnenscheins und der Wasserströme und der Winde und Wetter zu erforschen. Und er ging eines Tages fort und tat, wie ihm sein Geist zu gebieten schien.



Schweizerküche in Salzburg (Kontrollstelle).

Nach einiger Zeit kehrte er wieder zurück, und er sprach vor der versammelten Gemeinde: „Was ihr, liebe Leute, bisher von den blauen Bergen dort und dem Gotte obert gemeint und geglaubt hat, dem ist nicht also, und ihr seid in großem Irrtum. Ich habe alles in der Nähe besehen und ganz anders befunden. Die Berge, die euch so schön blau her scheinen, sind eitel schroffes, unfruchtbares Gestein, und die Gewässer, die aus ihren Schluchten herabschießen, sind wilde, verheerende Gießbäche, und die Winde und Wetter sind natürliche Luftercheinungen, die sich von selbst erzeugen und wieder zerstören. Und die Sonne, die geht weit, weit hinter jenem Gebirge auf, und von einem Gott, wie man gefabelt, ist nirgends etwas zu sehen in den blauen Bergen.“

Die Gemeinde stuzte ob der Rede des Mannes, den sie als einen Wissenden verehrten. Und einige sagten voll Unmut: „So haben uns denn unsere Väter betört, daß wir Märlein glaubten als wahrhaftige Dinge!“ Und sie gingen seit der Zeit nicht mehr hinaus, daß sie zu Gott beteten, der die Wunder verrichtete in den blauen Bergen; und sie arbeiteten von nun an verdrossen und lebten untereinander in Unfrieden. Viele unter ihnen aber gingen nun selbst in die Berge, um zu schauen, was zu glauben wäre, und sie müdeten sich vergebens ab im Auf- und Niedergehen, und manche fielen in die Abgründe oder verirrteten sich in dem weiten Gebirge, wo sie vor Hunger umkamen. Nur ein alter Mann in der Gemeinde achtete nicht der Rede des Wissenden, sondern glaubte an das, was seine Väter ihm gesagt von den blauen Bergen und dem Gotte, der darin wohne, und er ging täglich, nach wie vorher, hinaus ins Freie und betete da, mit dem Antlitz gen Osten gewandt, zu dem Unsichtbaren, der ihm die Sonne heraufführte und die Wasserströme niederstürzen ließ und dessen Wetterstürme donnerten und leuchteten in den blauen Bergen. Und wenn er also gebetet hatte voll der Andacht und des Glaubens, da ging er jederzeit gestärkt an sein Tagewerk, und die Arbeit seiner Hände war gesegnet und jeder Wunsch seines Herzens gestillt. Ludw. Urbacher.

Einem Leitstern soll jeder Mensch durchs ganze Leben bis zum Tode folgen; derselbe besteht in dem Ideal, nach einer Vervollkommnung zu streben, um würdig und gern sterben zu können. Hähnel.